



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ibsens romantische Stücke : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geplante sind sie ganz bestimmt nicht zu haben, und sie glauben mit dieser ablehnenden Haltung der deutschen Geisteskultur einen wichtigen Dienst zu erweisen, den ihnen dereinst das Vaterland danken wird.

Leipzig

Otto Kaemmel



Ibsens romantische Stücke

(Fortsetzung)



ie beiden besprochenen Stücke waren dramatisierte nordische Sagen. Frau Inger auf Östrot mutet etwas moderner an, denn es hat einen historischen Hintergrund, der dem sechzehnten Jahrhundert entnommen ist, und verläuft als Intrigenstück; deshalb nehme ich dieses Drama nach den andern beiden vor, obgleich es vor ihnen, 1855, entstanden ist. Die Kalmarer Union ist aufgelöst, Schweden hat sich, zuerst unter den beiden Sten Stures, dann unter Gustav Wasa selbstständig gemacht. In Norwegen gärt es; auch hier möchten die Bauern das drückende Dänenjoch abschütteln, aber ihre Führer, die Adlichen, sind teils von den Dänen ermordet worden, teils irren sie als Flüchtlinge in den Wäldern, teils haben sie sich von dem Dänenkönig gewinnen lassen. Zu den wenigen, auf die das Volk hofft, gehört die kluge und reiche Frau Inger. An der Bahre ihres von den Dänen erschlagenen Vaters hat sie als siebzehnjährige Jungfrau den Dänen Rache geschworen. Sieben Jahre lang hielt sie ihren Schwur, organisierte den heimlichen Widerstand, schützte die Bedrängten und Verfolgten, wies jeden Freier ab. Da kam Sten Sture (jedenfalls ist der zweite dieses Namens gemeint), ein Urbild schöner und edler Männlichkeit, als geringer Kriegsknecht verkleidet, um zwischen den schwedischen und den norwegischen Freiheitskämpfern eine Verbindung herzustellen. Einen Winter lang lebte er unter ihrem Dache mit ihr. „Einen so schönen Mann hatte ich nie zuvor gesehen, und ich war fast fünfundzwanzig Jahre alt geworden! Im nächsten Herbst kehrte Sten Sture wieder, und als er dann fortzog, nahm er heimlich ein zartes Kindlein mit sich.“ Kein Mensch, außer dem schwedischen Kanzler Peter, dem Sture das Kind anvertraute, erfuhr etwas davon. „Nicht die bösen Zungen der Menschen fürchtete ich, aber es hätte unsrer Sache geschadet, wenn es ruchbar geworden wäre, daß Sten Sture mir so nahe stand.“ Diese Sache war aber, soweit es auf sie ankam, sowieso verloren. Sie übertrug die leidenschaftliche Liebe, die sie zu dem Vater empfunden hatte, auf den in der Ferne weilenden Sohn, und die Sorge um dessen Leben lähmte sie. Sie fürchtete, wenn das Geheimnis herauskäme, würde sich jede der beiden Parteien des Kindes zu bemächtigen suchen, um sich der Treue der Mutter zu

versichern, und da sie in ihrer schwierigen Lage zwischen den norwegischen Patrioten und den dänischen Herren nicht anders konnte, als beiden Grund zum Verdacht zu geben, so wäre das Leben des Kindes gefährdet gewesen, in wessen Hände es auch fallen mochte. So schwankte sie seitdem ratlos und von Gewissensbissen gepeinigt hin und her und blieb unthätig in jedem Auf- ruhr, ließ es geschehn, daß die Besiegten aufs Rad geflochten wurden. Dennoch trauten ihr die Dänen nicht und ängstigten sie mit Drohungen. „Zuweilen war mirs, als ob Gott selbst mich rief; aber dann kam jene tödliche Angst wieder über mich und lähmte allen Willen.“ In solcher Stimmung reichte sie, um sich zu sichern, dem dänischen Reichshofmeister Gyldeulöve die Hand, um die er warb. Nun folgten stille Jahre, in denen niemand mehr einen Auf- stand wagte. „Es gab Stunden, wo ich Elend vor mir selbst empfand. Denn was war mein Thun? Nichts, als mich von Angst martern, mich verhöhnen lassen und Töchter zur Welt bringen. Meine Töchter! Gott wolle mir ver- zeihen, wenn ich für sie kein Herz habe! Die Pflicht der Gattin war für mich Frondienst. Wie konnte ich da meine Töchter lieben? O, mit meinem Sohne war das anders! Er war das Kind meiner Seele. Er war das einzige, das mich an jene Zeit gemahnte, da ich Weib war und nichts als Weib. Er wuchs auf unter Fremden, die vielleicht die Saat der Verderbnis in seine Seele streuten! Oaf Skattavl [es ist dies ein Verbannter, vor dem sie sich durch die Erzählung ihrer Geschichte rechtfertigt] hätte ich, gleich Euch, gehezt und einsam in Wind und Wetter über Berg und Thal wandern müssen, und hätte dabei mein Kind im Arm gehabt, glaubt mir, ich hätte nicht so bitter geweint und geklagt, als ich um ihn von der Stunde seiner Geburt an bis auf den heutigen Tag geweint und geklagt habe.“ Eine ihrer Töchter hat sie nach dem Tode des Mannes an einen Dänen verheiratet, ein anderer Däne, der Diplomat und Don Juan Reichsrat Nils Lykke, hat das Herz der zweiten Tochter gebrochen, sodaß sie gestorben ist, von der dritten Tochter, Eline, die den Geist der Mutter geerbt hat und deren Haltung nicht versteht, wird sie verachtet und gehaßt als eine Abtrünnige, und als sich dieser Lykke, im Anfang des Stücks, zum Besuch anmeldet, erwägt Inger, ob sie nicht zwischen ihm und Eline eine Heirat stiften soll.

Lykke kommt gerade zurecht, Frau Inger an einer That zu hindern, die sie doch noch zuguterletzt vor den Dänen ernstlich kompromittiert haben würde. Sten Sture hat nach dem Abenteuer auf ihrem Schloß geheiratet und bei seinem Tode einen rechtmäßigen Sohn desselben Namens hinterlassen. Dieser tritt als Prätendent gegen Gustav Wasa auf, der mit den Dänen Frieden und Bündnis geschlossen hat. Die Dalekarlier erheben sich für ihn, und Frau Ingers Leute wollen sich dem Aufruhr anschließen. Schon hat sie, ihrem Drängen nachgebend, die Erlaubnis erteilt und den Bauern die Rüstkammern geöffnet, aus der sie sich Waffen holen, als der Brief kommt, der Lykke anmeldet und sie bestimmt, die Erlaubnis zurückzunehmen. Die Wirrnisse und Intriguen ausführlich darzuliegen, die aus der gleichzeitigen Ankunft Lykkes, eines schwe-

dischen Obersten und des geächteten norwegischen Edelmanns Skaktavl entstehn, ist für unsern Zweck nicht notwendig; es genügt, kurz anzugeben, wodurch die Katastrophe herbeigeführt wird. Der schwedische Oberst hat den Auftrag, Sten Sture auf Östrot, wo man ihn vermutet, zu fangen. Sten Sture aber ist seit ein paar Wochen tot, was niemand weiß, als der Kanzler Peter, der den jungen Bauern Nils Stensson den Grafen Sture weiter spielen läßt. Stensson ist nämlich dem jungen Sture sehr ähnlich, aus dem einfachen Grunde, weil er, was er nicht ahnt, ebenfalls ein Sohn des alten Sture ist, derselbe, den diesem Frau Inger geschenkt hat. Dieser Bastard ist ein harmloser, fröhlicher Bursch, der, wie die Bauern ihn durchaus zum Grafen machen wollen, es sich gefallen und sich den Braten und den Wein, den ihm seine Rolle einbringt, gut schmecken läßt. Der Kanzler Peter schickt nun diesen Stensson nach Östrot mit einem Briefe, der das Geheimnis seiner Geburt enthüllt, und bestellt eben dahin den Norweger Skaktavl, der den Brief in Empfang nehmen, der Frau Inger ihren Sohn übergeben und sie durch Dankbarkeit fest an die Sache der Aufständischen ketten soll. Den Mann und seinen Brief aber fängt Lykke ab, enthüllt ihm auch das Geheimnis, sagt ihm, daß er nun im Ernste Kronprätendent sei, läßt ihn aber schwören, nichts davon zu verraten, bis er ihn von seinem Eide entbinden werde. Der Frau Inger wird Stensson als der gesuchte Sture vorgestellt, und sie läßt ihn ermorden, weil sie, durch Lykkes Darstellung irre geführt, nur auf diese Weise ihrem Sohne das Leben sichern zu können glaubt. In Stures Ringe, der an der Hand des Erstochnen bemerkt wird, erkennt sie ihren Sohn. Sie wirft sich über die Bahre. Helft, helft, Herrin, was fehlt Euch? ruft ihr treuer Diener Björn. „Was mir fehlt? Noch ein Sarg. Ein Grab bei meinem Kinde.“ Das Stück ist reich an schönen Stellen und feinen Charakterzügen. Stensson ist aus dem Kampfe mit den vor dem Schlosse liegenden Schweden entflohn. Jetzt, wo er eine solche Mutter, die Erinnerung an einen herrlichen Vater und die Aussicht auf einen Thron hat, ist sein leichter Sinn dahin, ist ihm das Leben wert; wie sehnt er sich, die schöne und hohe Frau Inger als Mutter zu begrüßen, aber der Eid zwingt ihn, die Rolle des verstorbenen Grafen bis zu Ende zu spielen. Die Schweden stürmen das Thor. O Jesus, ruft Stensson, „aber nein nein, ich kann nicht, ich will nicht sterben!“ Inger: „Und wenn sie das Schloß durchsuchen?“ Stensson: „Ja ja, so werden sie mich finden! In Gefangenschaft geschleppt werden — an den Galgen — o nein, Inger Gylbenlöve, ich weiß gewiß, das werdet Ihr nicht dulden!“ Das Schloß des Thores wird gesprengt. Stensson: „Und jetzt mein Leben lassen, jetzt, da es erst beginnen soll! Nein, nein, nein! Glaubt nicht, daß ich feig bin, Inger Gylbenlöve! Wenn mir nur noch so viel Lebenstage vergönnt wären, daß ich —“. Auch in diesem Drama finden wir nicht eine Spur von Ungesundem. Die Personen sind, mit alleiniger Ausnahme eines von den Dänen erkauften Dieners der Schloßherrin, sympathisch und edel, auch Lykke ist kein Bösewicht, sondern nur eben der Repräsentant, und zwar ein ungewöhnlich lebenswürdiger, des Höf-

lingsvolles jener Zeit, dessen Durchschnitt in jeder Beziehung noch einige Stufen tiefer stand als Ibsens Lykke. Der tragische Ausgang wird, zwar nicht ohne Schuld der Personen, der Hauptsache nach doch durch verhängnisvolle Mißverständnisse herbeigeführt. Höchstens wäre zu rügen, daß Stensson, der gar nichts verschuldet hat, in dem Augenblicke sterben muß, wo ihm der Tod am furchtbarsten ist, und er sich nicht einmal der nahen Mutter zu erkennen geben kann, wodurch die poetische Gerechtigkeit verletzt wird, die ja ergänzen soll, was in der Wirklichkeit fehlt.

Viel bedeutender ist der im Jahre 1864 herausgegebne Kronprätendent, ein wirkliches historisches Drama, das sich Shakespeares Königsdramen an die Seite stellen dürfte, wenn — Norwegen England wäre. Wie weit sich Ibsen an die Geschichte gehalten hat, kommt hier nicht in Betracht; es genügt, zu bemerken, daß die Hauptereignisse des Dramas und der Charakter des Königs treu geschichtlich sind, daß jedoch Züge aus frühern Abschnitten der norwegischen Geschichte mit aufgenommen, weit auseinander liegende Ereignisse einander nahe gerückt sind, und daß der Bösewicht des Stücks, der Bischof Nikolas, ein Geschöpf der Phantasie Ibsens ist. Hakon V. — das ist kurz der Inhalt des Stücks — hat die Rechtmäßigkeit seiner Geburt dadurch bewiesen, daß sich seine Mutter Inga der Probe des glühenden Eisens unterwirft. (In Wirklichkeit hat sie sich nur angeboten, das Volk aber hat ihr ohne die Probe geglaubt; der Streit um die eheliche Geburt der Prätendenten und die Entscheidung durch ein Gottesgericht kommt in der wilden und wirren Geschichte des Landes häufig vor.) Hakon wird auf dem Reichstage zu Bergen einstimmig zum Könige gewählt. (Es ist das im Jahre 1223 geschehen.) Er entläßt seine Geliebte und schickt seine Mutter ins Kloster, weil ein König, der seine hohe Aufgabe erfüllen wolle, nichts in seiner Nähe dulden dürfe, was seinem Herzen teurer werden könnte als das Staatswohl, und heiratet Margrete, die Tochter des nächstberechtigten Kronprätendenten, des Jarl Skule, der während seiner Minderjährigkeit als Vormund und Reichsverweser gewaltet hat. Diesem Skule tritt er den dritten Teil des Reichs mit der Residenz Drontheim ab und verleiht ihm den Herzogtitel. Nachdem Hakon in seinem Anteil mit Kraft und Umsicht Ruhe und Ordnung hergestellt hat, fordert Skule die Hälfte des Reichs, und da das Hakon verweigert, greift er zu den Waffen und will Alleinherrscher werden. Er siegt einmal, wird aber dann von den Birkebeinern geschlagen und von den Bürgern von Nidaros (Drontheim) ermordet. (Der Parteiname „Birkebeiner“ war entstanden, als die Anhänger des Prätendenten Egstein Meylas um 1170 nackt und bloß, die Beine mit Birkenrinde umwickelt, von Beeren und Birkenjaft lebend, in den Wäldern hausten.)

Das Große in diesem Stück sind die Charaktere der drei Hauptpersonen. Hakon ist ein gottbegnadigter Mann voll Kraft und Milde, von klarer Einsicht in die Lage des Landes und in das, was sie fordert, erfüllt, und was die Hauptsache ist: von dem unerschütterlichen Glauben befeelt, daß ihn Gott

berufen habe, den Wirrnissen und der Selbstzerfleischung des Volkes ein Ende zu machen, das Werk des heiligen Olaf und Harald Haarfagers zu vollenden und alle Norweger zu einigen. Als Skule die Teilung fordert, antwortet er: „Jede baumlose Insel ist ein Stein in dem Gebäude, das Harald Haarfager und der heilige König Olaf zusammengefügt haben; und Ihr wollt, daß ich auseinander reiße, was jene aufgebaut haben? Nimmermehr. . . Verblendeter Mann! Ich kann nicht anders, als Euch bedauern. Ihr meint, der Ruf des Herrn treibe Euch empor zum Königsthron, und seht nicht, daß es nur Eure Hoffart ist. Was ist's denn, das Euch lockt? Der Königsreif, der Purpurmantel, das Recht, drei Stufen über alle andern erhöht zu sitzen — wie elend, elend! — Wär König sein nur das, ich würfe Euch das Königtum in den Hut, wie ich dem Bettler ein Scherflein zuwerfe. . . . Ihr habt die herrlichsten Geistesgaben, Scharfsinn und Mut, Ihr seid dazu geboren, dem König am nächsten zu stehn, doch nicht selber König zu sein.“ Er, Hakon, habe seine göttliche Berufung durch die schon vollbrachten Thaten bewiesen. Das Reich gleiche einer noch nicht geweihten Kirche. „Die Mauern streben auf starken Pfeilern empor, das Gewölbe spannt sich hoch darüber, der Turm weist gen Himmel; aber das Leben, das pochende Herz, der frische Blutstrom durchzieht nicht das Werk; der lebende Odem Gottes ist ihm nicht eingehaucht; es hat nicht die Weihe empfangen. Ich werde ihm die Weihe bringen! Norwegen war ein Reich, jetzt soll es ein Volk werden! Der Drontheimer stand auf wider den Vikvaeringer, die Leute von Agde gegen die Hördaländer; der Bewohner von Halogaland gegen den Sogndöller; fortan sollen alle eins sein, und alle sollen fühlen und wissen, daß sie es sind! Das ist die Arbeit, die Gott auf meine Schultern gelegt hat.“ Und in einem darauf folgenden Monolog: „Mir trocken heißt dem Himmel trocken; es ist meine Pflicht, jeden zu strafen, der sich dem Willen des Himmels widersetzt — der Himmel hat so viel für mich gethan.“ Skules Empörung macht ihn im Glauben an seinen Beruf nicht irre, aber er fragt sich, durch welche Sünde er diese Züchtigung verdient habe. Da bittet seine Mutter um Einlaß, während die Gattin erklärt, sie wolle ihm folgen, obgleich es ihr geliebter Vater ist, gegen den sich der König wenden müsse. Da ruft er: „Meine Mutter! Wie ein Hund auf der Schwelle ihres Sohnes! Und ich frage, weshalb Gott mich straft! Margrete, meine Mutter! Ich habe schwer gesündigt, ich hatte euch beiden mein Herz verschlossen, die ihr so reich an Liebe seid!“

Skule, von Ehrgeiz verzehrt, kann zeitlebens nicht ins Klare kommen über seinen Beruf. Immer ist er dem Gipfel nahe und kann nicht hinauf. Er verlangt die Hälfte des Reichs — um seiner Seele willen, weil er weiß, daß er sich empören und dadurch sündigen wird, wenn ihm die Forderung abgeschlagen wird. Er hat vielleicht ein Recht auf das Ganze, die Feuerprobe, die Snga bestanden hat, überzeugt ihn nicht; er hat Grund, zu zweifeln. Sein Recht wird ihm wahrscheinlich, aber nicht gewiß; um es sich moralisch zu sichern, nimmt er den Königsgedanken Hakons, den er anfangs für Wahnsinn-

sinn und für einen Teufelsgedanken gehalten hat — denn der Bürgerkrieg sei für Norwegen der natürliche Zustand, nie habe man es anders gewußt —, in seine Seele auf. Nun ist er der von Gott Berufne, aber er wird das Bewußtsein nicht los, daß er diesen Gedanken gestohlen und kein Recht darauf hat. An Hakon glauben die Menschen; er, Skule, hat wohl beutegierige Krieger und Zechgenossen, aber nicht einen Mann, der an ihn glaubte. Den Skalden Satgejr will er als Gläubigen gewinnen. Er fragt ihn: ob es wohl vorkomme, daß ein Weib ein fremdes Kind liebe? Ja; das thun Frauen, die keine eignen haben, besonders unfruchtbare. Ob es nicht auch vorkomme, daß die Unfruchtbare das Kind einer andern töte — aus Neid. „Wohl, doch daran thut sie nicht klug.“ Nicht klug? „Nein; denn sie verleiht der andern die Gabe des Schmerzes.“ Skule: „Glaubst du, daß die Gabe des Schmerzes etwas gutes sei?“ Satgejr: „Ja, Herr.“ Skule: „Wenn ich dich töten ließe, würde dann jeder ungeborene Dichtergedanke, den du in deiner Brust trägt, mit dir sterben?“ Satgejr: „Herr, es ist eine gewaltige Sünde, einen schönen Gedanken zu töten.“ Skule: „Hast du nie einen Freund besessen, der auch Skalde war, und hat er dir nie ein großes, herrliches Lied geschildert, das er dichten wollte?“ Satgejr: „Doch, Herr.“ Skule: „Und hast du nie gewünscht, daß du ihn töten könntest, um seinen Gedanken für dich zu nehmen und selbst das Lied zu singen?“ Satgejr: „Herr, ich bin nicht unfruchtbar; ich habe eigne Kinder; ich brauche die der andern nicht zu lieben.“ Skule verlangt nach einem Wesen, das ihm, und ihm allein, unbedingt ergeben wäre. Satgejr: „Kauft Euch einen Hund, Herr.“ Skule will aber einen Menschen; der Skalde soll dieser Mensch sein; er soll seine Lieder opfern, und Skule will ihn adoptieren; denn er hat keinen Sohn, und die Norweger haben einen König nicht gern, der die ordnungsgemäße Nachfolge nicht verbürgen kann. Der Skalde mag seine Lieder nicht opfern, auch die ungeborenen nicht, denn die seien die schönsten; das wäre ein zu hoher Preis für den Thron. Skule: „Aber ich muß, muß einen Menschen haben, der an mich glauben kann! Nur einen einzigen! Ich fühle es — wenn ich den habe, bin ich gerettet.“ Satgejr: „Glaubt an Euch selbst, dann seid Ihr gerettet.“ Skule findet den einen, den er braucht. Es ist sein unehelicher Sohn Peter, von dessen Dasein er keine Ahnung gehabt hat. Die Mutter vertraut ihm den Säugling an, unter der Bedingung, daß er dessen Seele nicht Schaden leiden lasse, denn er ist ein Kleriker und rein wie ein Lamm. Peter ist in der Verehrung Skules aufgewachsen, er fühlt sich beglückt durch die Mitteilung, daß der verehrte Mann sein Vater sei, er sieht fortan seine Lebensaufgabe darin, ihm als Werkzeug zu dienen, und der große Königsgedanke Skules steigert seine Begeisterung aufs höchste. Da Skule von Gott berufen ist, muß alles Gott wohlgefällig sein, was Skule befehlt, oder was seinen Zwecken dient, und so beginnt Peter seine Wirksamkeit im Dienste des Vaters mit einem Sakrileg, indem er, nicht achtend den Bannfluch des Bischofs, den Schrein des heiligen Olaf vom Altar hinwegreißt und auf die Huldigungswiese schleppt, um dem Treueid, den sein Vater

entgegennehmen soll, Kraft und Giltigkeit zu verleihen, und er endet mit einem Anschlag auf das Leben des Söhnchens des rechtmäßigen Königs. Skule, von seiner frommen Schwester zur Buße gemahnt, hält ihn von dem Verbrechen ab durch die Enthüllung, daß er den Königgedanken dem Hakon gestohlen habe, und daß dieser der von Gott Berufne sei, und beide liefern sich, um größere Übel abzuwenden, denen aus, die ihren Tod fordern. Hakon spricht an des Prätendenten Leiche: „Er wurde von allen falsch beurteilt; er war ein Rätsel.“ Sein Begleiter: „Ein Rätsel?“ Hakon: „Skule Bordsen war ein Stiefkind Gottes auf Erden; das war das Rätsel an ihm.“

Wollte das Feuer unheiligen und unverständigen Ehrgeizes einmal in Skule erlöschen, so schürte es der Bischof Nikolas: einer der großartigsten Bösewichter, die in Dichtergehirnen ausgebrütet worden sind, interessanter und origineller als Shakespeares Richard III. Er verhetzt die Mannen Hakons und Skules; er giebt beiden Ratschläge, die neue Verwicklungen herbeiführen. Er wird nicht müde, Skule seine Halbheit und Unentschlossenheit vorzuwerfen. Dieser gesteht, daß er es nicht gewagt habe, Hakon umzubringen, als er noch ein Kind war und unter seiner Vormundschaft stand. Das ist der Fluch, sagt ihm Nikolas, „der auf Euerm Leben liegt. Ihr wollt für den Notfall jeden Weg offen wissen, Ihr wagt nicht, alle Brücken bis auf eine abzubrechen, diese allein zu verteidigen und dort zu fallen oder zu siegen. Ihr streut Euerm Feinde Gift in alle Schüsseln und spannt hundert Netze, will er aber in eins hineinfliegen, so wagt Ihr nicht, die Schnur anzuziehen; greift er nach dem Gift, so dünkt es Euch sichrer, daß er durchs Schwert falle.“ Er redet ihm die Gewissensbedenken aus. Vater, Mutter, Weib, Kind darf man in die Fluten stoßen, um sich selbst zu retten. Wer Kraft und Lust zum Leben hat und seine Kraft gebraucht, der hat Recht. „Es giebt weder Gutes noch Böses, weder Oben noch Unten, weder Hoch noch Niedrig. Diese Worte müßt Ihr vergessen, sonst werdet Ihr niemals den letzten Schritt thun, niemals die Klust überspringen. . . . Erhebt Euch, Mann! Richtet Euch empor! Wozu ward Euch sonst Eure unbändige Seele? Vergesst nicht, daß die erste Großthat in dieser Welt von einem vollbracht wurde, der sich gegen ein gewaltiges Reich empörte.“ Skule: „Wer war das?“ Bischof: „Der Engel, der sich wider das Licht erhob, der in den Abgrund gestürzt wurde und dort ein Reich aufbaute, ein König ward, mächtiger als irgend einer der zehntausend — Zarle dort oben.“ Und da Skule nicht über den Umstand hinwegkann, daß Hakons echte Geburt durch die Eisenprobe seiner Mutter festgestellt sei, erregt ihm der Versucher Zweifel an der Beweiskraft dieser Probe. Der echte Hakon könne als kleines Kind vertauscht worden sein. Nur der Priester wisse es, dem das Kind im ersten Lebensjahr anvertraut worden sei, von ihm werde man vielleicht noch Gewißheit erlangen. Den Brief dieses Priesters verspricht der Bischof unmittelbar vor seinem Tode dem Prätendenten zu geben. In der Sterbezene zeigt sich Ibsens Kunst auf ihrer höchsten Höhe. Nikolas ist ein Teufel, aber noch kein vollendeter; er fürchtet sich noch vor der Hölle. Er läßt sich

vor die Kirche setzen, mit den Insignien seines Amtes schmücken, um wider die Hölle gerüstet zu sein. Er läßt sich die Absolution erteilen und läßt dann Mönche beten um Verzeihung für die Sünden, die er noch nach der Absolution zu begehren gedenkt. Er schilt die faulen Burschen, die nicht laut, nicht eifrig genug beten. Dabei spinn er unermüdlich seine Ränke weiter. Er erzählt Skule, wie er der Ränkeschmied geworden sei. Er hat König werden wollen, aber er war feig und lief aus der Schlacht davon. Nun blieb ihm nur noch eins übrig: Priester zu werden und als Zerstörer Macht zu üben. Sein Leibarzt brütet über einem *perpetuum mobile*; ein solches *perpetuum mobile* will er selbst werden, will bis in die fernsten Zeiten dadurch fortwirken, daß er einen unausrottbaren Zwietrachtstamen streut. Skule beschwört ihn, den Brief des Priesters herauszugeben. Nachdem Nikolas Skule durch Zögern und Ausweichen genug gepeinigt hat, giebt er ihm den Brief, sagt aber, es sei das Verzeichnis seiner Feinde, an denen ihn Skule rächen soll. Dann, in einer geheuchelten Anwandlung von Versöhnlichkeit, heißt er ihn, das Papier ins Feuer werfen, und nachdem es verbrannt ist, sagt er, daß es die Beichte des Priesters gewesen sei, deren Inhalt er selbst nicht kennt. Nun bleibt Skule zeitlebens im Ungewissen über sein Recht, und auch in Hakons Seele kann der Giftsame des Zweifels gestreut werden. Wie Nikolas das Ende unmittelbar nahe fühlt, weicht alle Furcht von ihm. Was die da oben von einem fordern, der die volle Kraft für sein Lebenswerk empfangen hat, haben sie von ihm zu erwarten kein Recht. Solange es ihm vorkam, als habe er Pflichten, sei er von Gewissensbissen gepeinigt worden. „Jetzt ist das vorüber, ich fühle wieder Mark im Knochengerüste der Seele. Ich habe nichts verbrochen! An mir wurde gesündigt, ich bin der Ankläger!“ Wie er verschwindet, ertönt höllisches Gelächter aus allen Winkeln der Kirche. In der Gestalt eines Klosterbruders erscheint er mit Grüßen aus der Hölle dem Prätendenten auf der Flucht und sucht ihn zur Ermordung von Hakons Söhnchen zu bestimmen. Um der Seele seines Sohnes Peter willen widersteht Skule der Versuchung. Da spricht der unreine Geist:

Verflucht! Bis dahin wars herrlich gegangen!
 Ich glaubt ihn im eignen Neze gefangen,
 Doch ein Lichtstrahl von oben herunterfiel,
 Den ich nicht gekannt. So verlor ich das Spiel.

Seis drum, zur Eile fühl ich nicht Drang,
 Das *perpetuum mobile* ist ja im Gang.
 Für Jahrhunderte ist ja verbrieft meine Macht,
 Verbrieft über Leugner des Lichts in den Landen.

Gehn Norwegs Völker gedankenlos hin,
 Willenlos handelnd, verdunkelt den Sinn,
 Sind verschrumpft ihre Herzen, liegt vorm Auge die Binde,
 Schwach, wie ein schwankendes Schilfrohr im Winde —

Sind sie nur über das eine im Reinen,
 Daß alles, was groß, werd beworfen mit Steinen,

Wird der Gemeinheit Banner entfaltet,
 Die Ehre zur Flucht und zum Falle gebracht,
 Dann Bischof Niklas sein Amt verwaltet,
 Dann steht der Baglerbischof*) auf Wacht.

Ibsen hatte nämlich, als er den Kronpräsidenten vollendete, schon wegen der „Komödie der Liebe,“ auf die wir später zu sprechen kommen, heftige Anfeindungen erlitten und sich entschlossen, sein Vaterland zu verlassen. Bei der Arbeit am Kronpräsidenten wird ihm das in unsrer Einleitung beschriebne äußere Hindernis, das der Entfaltung seines Genies im Wege stand, vollends zum Bewußtsein gekommen sein. Die nordische Sage ist kein Stoff für Dichter unsrer Tage. Wie viel Mühe haben sich in Deutschland seit hundert Jahren die Germanisten mit ihr gegeben, und wie viel Mühe geben sich seit ein paar Jahrzehnten die Deutschnationalen und die Alldeutschen mit Odin und Baldur, aber es ist ihnen bis jetzt nicht gelungen, aus den Göttern Walhallas volkstümliche Gestalten zu machen. Wäre nicht Wagner mit seiner Musik zu Hilfe gekommen, so würden auch Siegfried und Brunhilde der großen Menge unbekannt sein, und ohne Bismarcks berühmtes Wort würde kein Mensch, außer den Gelehrten, den blinden Hödur auch nur dem Namen nach kennen. Und mit der norwegischen Geschichte steht es nicht viel besser. Hätte Ibsen nicht im Kronpräsidenten den Vers auf einzelne Stellen beschränkt, hätte er das Ganze in Jamben geschrieben und damit die beiden Hauptpersonen auf den Shakespeare-Schiller'schen Kothurn gestellt — diese Hauptpersonen mit ihrem Königsgedanken würden, so ernst und würdig, ja groß und erhaben sie sind, einen Stich ins Komische bekommen haben, weil die politische Einigung Norwegens das gleichgiltigste Ereignis der Welt ist. Der Gedanke, daß die kleinen Gemeinden der norwegischen Thäler, die nur auf dem Seewege miteinander in Verbindung stehn, vereinzelt selbständige Gemeinwesen hätten bleiben können, hat schlechterdings nichts aufregendes, vielleicht sogar nicht einmal für einen Norweger, denn die übrige Weltgeschichte würde in diesem Falle um kein Haar anders verlaufen sein; der Präsidentenunfug und das gegenseitige Todschlagen würde in Norwegen wie im übrigen Europa später von selbst aufgehört haben. Mit dem patriotischen Drama wars also auch nichts; trotz der Großartigkeit der norwegischen Natur und der Tüchtigkeit des norwegischen Volkes haben der norwegische Staatsgedanke und die norwegische Nationalität etwas Krähwinkelhaftes, und Krähwinkel ist nicht der Ort für das Walten der tragischen Muse. Ibsen mußte sich also nach andern Stoffen umsehen, aber auch wenn er das moderne Leben und die moderne Gesellschaft wählte, konnte er gerade in Norwegen nicht ins Wollte greifen. So trieben ihn innerer Unmut und äußere Angriffe fort nach Rom (1864). Hier entstanden zunächst Brand (1866) und Peer (Peter) Gynt (1867). Wir fassen das zweite zuerst ins Auge, weil es ganz romantisch ist und den aus den beschriebnen Ver-

*) Bagler, d. h. Krummstäbler, wurden die Gegner der Birkebeiner genannt.

hältnissen entsprungenen Groll und Ingrimm des Dichterherzens zum Ausdruck bringt.

Peer Gynt hat einen reichen Bauern zum Vater gehabt, der durch Trunk und Gastfreiheit verlumpft und als armseliger Hausierer gestorben ist. Die Mutter, eine leidenschaftliche und phantasievolle Frau ohne Selbstbeherrschung, tröstet sich und ihr Kind über das häusliche Elend mit Märchen und Märchenspielen. So wächst Peter als Waldbummler, Träumer und Phantast auf und wird ein Lügenpeter. Die Abenteuer, die ihm auf seinen Streifzügen seine Phantasie vorgaukelt, glaubt er leibhaftig erlebt zu haben und erzählt sie — z. B. einen Sturz auf dem Rücken eines Rentierbocks von schwindelnder Höhe ins Meer hinab — mit der Kunst und Kraft Ibsenscher Poesie. Er hört um sich herum unheimliche Stimmen, trifft im Walde Ritter und Prinzessinnen, wird im Traume von den Bergkobolden zu Tode gepeinigt, und wenn er mit einem Mädchen zu schaffen gehabt hat, so bringt ihm kurz darauf schon die „Prinzessin“ als häßliches Weib den verkörperten Gewissensbiß in Gestalt eines häßlichen großen Jungen und läßt ihn der reinen Liebe Solweigs, des unschuldigen Kindes, unwürdig erscheinen. Durch solches Treiben werden die Vermögensumstände des Hauses Gynt natürlich nicht gebessert; die Mutter schilt und keift, freut sich aber dann wieder über Peters Abenteuer und läßt sich noch auf dem Sterbebette mit Pferdchenspiel und ähnlichen kindischen Pöffen von ihm unterhalten. Die allgemeine Verachtung, der er anheimgefallen ist, treibt ihn aus dem Lande. Wie schon im ersten Teil die wirklichen Ereignisse mit den Träumen und Phantasien Peers ununterscheidbar durcheinander geflossen sind, so läßt sich auch in dem zweiten, in Marokko und Ägypten spielenden Teile nicht deutlich unterscheiden, was nach der Absicht des Dichters als Geschehnis, und was als Einbildung, Spuk oder Ausschneiderei angesehen werden soll. Gynt ist durch den Handel mit Negern und Götzenbildern und als Plantagenbesitzer Millionär geworden, will dem durch den griechischen Aufstand bedrängten Sultan Geld leihen und dadurch noch reicher werden und endlich seinen Jugendtraum wahr machen, indem er Kaiser wird und die Dynastie Gynt begründet. Untreue Freunde fahren mit seinen Reichtümern davon, er aber verzagt nicht, da er des besondern Schutzes Gottes gewiß ist, den er sich verdient hat, da er über dem Neger- und Götzenhandel auch die Bibelverbreitung und die Förderung der Missionen nicht vernachlässigt hat. Wirklich wird auch gleich sein erster Wunsch erfüllt: die Räuber seiner Schätze fliegen mit seinem Schiff in die Luft. Dann plant er die Verwandlung der Sahara in einen See, die Reich- und Städtegründung an den fruchtbaren Ufern dieses Sees, erlebt ekelhafte Abenteuer mit Affen, wird von einem Mädchen betrogen, mit dem er als islamitischer Prophet getändelt hat, will sich als Historiker und Altertumsforscher berühmt machen, bildet sich ein, daß er der Wissenschaft seine Schätze geopfert habe — Thränen der Rührung kommen ihm dabei in die Augen —, wird aber der Ägyptologie sehr bald durch die verdiente Erfüllung seines höchsten Wunsches entrisen: die Insassen eines Irrenhauses

huldigen ihm als Kaiser. Mit einem mäßigen Reste seines Geldes kehrt er als verbitterter alter Mann in die Heimat zurück. In der Nähe der norwegischen Küste verspricht er dem Kapitän, den Matrosen, diesen armen Teufeln, etwas zu schenken, damit sie den Ihrigen daheim eine kleine Freude machen können. Den Kapitän, der das lobt, schreit er plötzlich an: „Seid Ihr toll?“ Er denkt gar nicht dran:

Haben Weib und Kinder daheim,
Hängen am Vater, wie Fliegen am Leim;
Wissen, daß in der fernsten Fern
Sie folgen mit ihren Gedanken gern!
Giebts einen Menschen, der mein gedacht?
Ein Licht — zwei Lichter!*) Mir ist es Nacht.
Will was erdenken —! Ich mach sie trunken,
Nicht einer komme mir nüchtern ans Land!
Ja, ohne Besinnung, in Schmutz versunken,
Ein Abscheu der Kinder, ganz ohne Verstand —
So sollen sie auf den Tisch mir schlagen,
Das weinende Weib aus dem Hause jagen.

Das Schifflein scheidet. Den Schiffskoch, einen armen Burschen, der sehr an Weib und Kindern hängt, und den der Kapitän besonders seiner Freigebigkeit empfohlen hat, stößt er von der Planke, auf der er sich selber rettet. Zu Hause kommt Peer gerade zurecht zu einer Auktion, in der Überreste des ärmlichen Gynthschen Hausrats versteigert werden, und er selbst versteigert bei dieser Gelegenheit zur Belustigung des Publikums, das ihn übrigens nicht erkennt, sein Kaisertum und seine sonstigen „Windeier.“ Der Teufel, der sich ihm schon im Schiff und auf der Planke als blasser Passagier vorgestellt hat, naht ihm unter verschiedenen Gestalten und erklärt, er müsse ihn erst umgießen, weil er so, wie er ist, als ein Halber, für die Hölle ebenso wenig taue wie für den Himmel. Bei Solweig angelangt, die all die langen Jahre hindurch geduldig auf ihn gewartet hat, ruft er verzweifelt:

Eine, die gedacht — und Einer, der vergessen!
Eine, die entsagt — und Einer, der vermessen!
O Grauen! Und niemals wandl' ichs um!
O Gott, hier war mein Kaisertum!

Er stürzt fort. Vom Teufel gepeinigt und geängstigt, kehrt er wieder zu Solweigs Hütte zurück, bekennt seine Sünden, und sie singt den in ihrem Schoß ruhenden „geliebten Knaben“ in den ewigen Schlaf.

Passarge giebt in der ersten Auflage seiner Übersetzung als Zweck dieser dramatisierten allegorischen Märchenerzählung an, der Dichter habe darstellen wollen, wie ein mit überwiegender Phantasie und geringer Schaffenskraft ausgestatteter Mensch an der Wirklichkeit scheitert. Im Vorwort zur zweiten Ausgabe teilt er mit, Ibsen habe nach seinem eignen Bekenntnis in Peer Gynth

*) Die das arme Matrosenweib dem heimkehrenden Vater zur Begrüßung anzündet.

das norwegische Volk darstellen wollen. Die beiden Absichten schließen einander nicht aus, und sie sind sicherlich nicht die einzigen gewesen. Wie Goethe in den zweiten Teil des Faust, so hat Ibsen in den Gynst alles mögliche hineingepackt, er verspottet die englische Religion und Politik, den Antiquitätenfram, die deutsche Begriffsphilosophie, die Bemühungen einiger Norweger, das Dänische durch ihre eigne alte Sprache zu verdrängen (was er als Rückkehr zum Gebrüll der Drang-Utange lächerlich macht), und vieles andre. Aber Rache an seinem Volk dafür, daß es ihm die Entfaltung seines Dichtergenies unmöglich macht, wird die Hauptabsicht gewesen sein. Er thut damit natürlich diesem Volke Unrecht, auch abgesehen davon, daß es nichts dafür kann, daß es ist, wie es ist. Die Norweger haben als Normannen, auf günstigeren Boden verpflanzt, auch politisch Großes geleistet; daß ihre Heimat kein günstiger Boden ist, können sie nicht ändern. Aber sollte Ibsen nur an den Norweger im allgemeinen und nicht ganz besonders an sich selbst, den genialsten aller Norweger, gedacht haben? Das Gedicht ist viel zu tief empfunden, ist viel zu sehr aus eigenster innerer Erfahrung geströmt, als daß man daran zweifeln könnte. Ist er doch selbst der Mann, der an einem Übermaß von Phantasie leidet, und wenn er nicht ein verachteter Träumer und Schwindler geworden ist, wie sein Peer, sondern Großes geleistet hat, so hat er doch eben das Größte, wonach er strebte, nicht leisten können, nicht infolge innern Unvermögens wie Peer, sondern eingeschränkt durch sein Volkstum, dem er deswegen grollt. Aber das Bewußtsein, das Größte nicht erreichen zu können, peinigt ihn doch wie eine eigne Schuld. Peer zerpfückt eine Zwiebel: „Kommt nicht zuletzt ein fester Kern? Wahrhaftig, nein! Bis ins Innere bloß lauter Häutchen, nur dünnre und dünnre.“ Anäuel rollen vor seinen Füßen, sie sprechen: „Wir sind Gedanken, du mußt uns denken. Wir strebten nach vollen rauschenden Chören, und müssen hier rollen — wer will uns hören?“ Trockne Blätter flüstern: „Wir sind ein Wort! Du solltest es künden; haltlos verdorrt, mußten wir schwinden.“ Lüfte käufeln: „Wir sind die Lieder, du solltest sie singen; du zwangst uns nieder, o durften wir klingen! In deines Herzens tiefer Stille wir warteten; dir [war's] gleich, ob wir schliefen, ob frech entarteten.“ Und die Tautropfen: „Wir sind die Thränen, du mußt sie weinen; Hassen und Sehnen konnten wir einen. Nun fixet dir heiser im Halse die Schuld; du wardst nicht weiser, du, ohne Geduld.“ Und wenn er nun bei Solweig ruft: „Hier war mein Kaisertum!“ spricht er da nicht sein hart angeklagtes Volk los, um sich selbst zu verurteilen? Jedem Einzelnen und jedem Volk ist seine eigentümliche Gabe und Aufgabe zu teil geworden, auf die es sich beschränken muß, wenn es glücklich werden will. Der Norweger kann, seitdem die Wikingerzeit vorüber ist, keine weltgeschichtlichen Dramen, sondern nur noch Sdyllen erleben, und an diese müssen seine Dichter sich halten, wenn sie nicht wurzellos verkommen wollen. Wie viel tausend Menschen hätte Ibsen erfreuen, erquickern, in ihrem Beruf stärken und bessern können, wenn er, anstatt im spätern Alter aus Ungeduld und Nachsicht ein Dekadent zu werden, seine Heimat lieb ge-

wonnen und ihr abgerungen hätte, was sie ihm zu geben imstande war, wenn er Dichtungen geschaffen hätte, ähnlich denen der Dänen Sophus Baudiz und R. G. Bröndsted, nur größer!

(Schluß folgt)



Archäologische Studienfahrten nach Griechenland und Kleinasien*)

Von Paul Pfigner



Wenn man die Flut der Nekrologe durchmustert, die dem scheidenden Jahrhundert in allen Zeitungen und Familienblättern gewidmet wurden, so findet man wohl überall in erster Reihe das laute Loblied, das den Fortschritten der Naturwissenschaften gesungen wird. Alle Welt begeistert sich für die großen Erfolge der Chemie und Physik, der Technik im allgemeinen und der Elektrotechnik im besondern. Ich bin der letzte, der die Berechtigung dieser der Naturwissenschaft gespendeten Bewunderung bestreiten oder nur bekritleln möchte; aber dennoch ist es vielleicht nicht unangebracht, wieder einmal auf das erstaunliche Mißverhältnis hinzuweisen, das in der Wertschätzung der Realwissenschaften gegenüber den idealen Disziplinen in den Kreisen unsrer Gebildeten vielfach besteht, und das ganz besonders ungerechtfertigt ist bei einer Wissenschaft, die in den letzten Dezennien dieses Jahrhunderts ganz außerordentliches geleistet hat. Als Winkelmann, der geistvolle Begründer und Bahnbrecher der modernen Archäologie, vor etwa hundertfünfzig Jahren mit noch ganz unzureichendem Material versuchte, die Entwicklung der antiken Kunst zu skizzieren, war kaum vorauszusehen, daß der Altertumswissenschaft noch ein so großartiger Ausbau beschieden sein würde, wie er thatsächlich erfolgt ist; und wenn man auch zugeben muß, daß die Überraschungen, zu denen uns die Elektrizitätslehre geführt hat, alles Dagewesene in Schatten stellen, so gehört doch die ganz nüchterne Utilitätsrichtung unsrer Zeit und ihre banausische Geringschätzung rein idealer Erfolge dazu, gleichgiltig an den überraschenden Leistungen der jungen Archäologie vorbeizugehn.

Noch vor dreißig Jahren erschien die antike Kunst als ein Gebiet, dessen Dasein als ein schönes Wunder bestaunt wurde, dessen Entstehung und Entwicklung aber vielfach räthselhaft waren; nur spärliche Kunde reichte über das fünfte Jahrhundert vor Christo hinaus, und selbst für die helle historische Zeit

*) Ein Vortrag, gehalten auf der öffentlichen Hauptversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins in Dresden am 18. April d. J.